

Die Philosophie Kants war schon im Philosophikum bei Walter Schulz an der Universität Tübingen 1961 mein Spezialgebiet, und auch in der Schule und bei der Volkshochschule habe ich das Thema immer wieder aufgegriffen. 1992, zum zweihundertjährigen Jubiläum von Kants „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ habe ich zum ersten Mal das Thema „Kant und die Religion(en)“ angeboten und ausgearbeitet. Der erste Teil des Textes ist eine Neubearbeitung, der zweite ein Artikel von 1992.

KANT UND DIE RELIGION(EN)

1. Möglichkeiten und Grenzen der Religion

In seinem 1781 (zweite Auflage 1787) erschienenen Hauptwerk „Kritik der reinen Vernunft“ beschäftigte sich der Königsberger Philosoph Immanuel Kant (1724 – 1804) mit den Grenzen und Möglichkeiten der spekulativen Philosophie, des philosophisch begründeten Nachdenkens über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. In der Vorrede von 1787 sagt er dazu:

*Aber was ist denn das, wird man fragen, für eine Schatz, den wir der Nachkommenschaft mit einer solchen durch Kritik geläuterten, dadurch aber auch in einen beharrlichen Zustand gebrachten Metaphysik zu hinterlassen gedenken? Man wird bei einer flüchtigen Übersicht dieses Werkes wahrzunehmen glauben, dass der Nutzen davon doch nur negativ sei, uns nämlich mit der spekulativen Vernunft niemals über die Erfahrungsgrenze hinaus zu wagen, und das ist auch in der Tat ihr erster Nutzen. Dieser wird aber alsbald positiv, wenn man inne wird, dass die Grundsätze, mit denen sich spekulative Vernunft über ihre Grenze hinaus wagt, in der Tat nicht **Erweiterung**, sondern wenn man sie näher betrachtet **Verengung** unseres Vernunftgebrauches zum unausbleiblichen Erfolg haben, indem sie wirklich die Grenzen der Sinnlichkeit, zu der sie eigentlich gehören, über alles zu erweitern und so den reinen (praktischen) Vernunftgebrauch gar zu verdrängen drohen. ... Diesem Dienste der Kritik den positiven Nutzen abzusprechen, wäre eben so viel, als sagen, dass Polizei keinen positiven Nutzen schaffe, weil ihr Hauptgeschäft doch nur ist, der Gewalttätigkeit, welche Bürger von Bürgern zu besorgen haben, einen Riegel vorzuschieben, damit ein jeder seine Angelegenheit ruhig und sicher treiben könne.*

(Kritik der reinen Vernunft, Hrsg. Raymund Schmidt, Felix Meiner Hamburg 1956, S. 24)

Kant hat in seiner Kritik deutlich gemacht, dass eine andere zweite göttliche Welt denkbar ist, und er hat sie sogar aus moralischen Gründen postuliert (gefordert), weil er das allgemeine in der Vernunft begründete und die Menschen bindende Sittengesetz, den kategorischen Imperativ, durch eine göttlich-vernünftige Herkunft rechtfertigen wollte. Gleichzeitig hat er aber klar gemacht, dass diese zweite göttliche Welt sich unserer Erkenntnis völlig entzieht, dass Religion Glauben und nicht Wissen ist, und dass dogmatische Aussagen über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Anmassung sind, Verengung und nicht Erweiterung unserer Erkenntnis. Kant ist auch hier der Vollender der Aufklärung, die ja durchweg von einer kritischen Haltung gegenüber den Offenbarungsreligionen und ihren als göttlichen Auftrag ausgegebenen Regeln und Sanktionen geprägt war.

Kant ist also keineswegs ein Atheist, sondern er hat seinen persönlichen Gottesglauben philosophisch abgesichert. Der französische Philosoph Michel Onfray hat ihn in seinem „Traité d'athéologie“ dafür kritisiert:

Woher kommt es, dass Kant so wenig kantisch ist? Denn wie kann man den Zugang zur Mündigkeit wollen und gleichzeitig den Gebrauch der Vernunft im Bereich der Religion untersagen, in dem die Freude darüber groß ist, es mit geistig Unmündigen zu tun zu haben? Man kann denken, und sicher braucht es Mut zu fragen, vor allem den Lehrer oder den Pfarrer, schreibt Kant – warum aber auf diesem guten Weg stehen bleiben? Gehen wir weiter: Postulieren wir lieber die Nichtexistenz Gottes, die Sterblichkeit der Seele und das Nichtvorhandensein des freien Willens! Also noch eine Anstrengung, um das Licht der Aufklärung zu verstärken. Ein wenig mehr Aufklärung, mehr und besseres Licht. Seien wir kantisch, gegen Kant, nehmen wir die Herausforderung des Wagemutes an, zu dem er uns auffordert, ohne ihn selber umzusetzen -

(Michel Onfray, Traité d'Athéologie, Grasset Paris 2005, S. 32, eigene Übersetzung)

Trotzdem wurde Kant im pietistisch verengten Klima des nachfriderizianischen Preußens wegen seiner Haltung zur Religion immer verdächtiger. Zur Verteidigung und Erklärung seiner Position ließ er 1793 seine letzte größere Schrift erscheinen, deren Titel „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ eigentlich programmatisch die Einstellung der Aufklärung zu den Offenbarungsreligionen zusammenfasst.

Das Thema der Schrift ist die Auseinandersetzung der geoffenbarten Religion, bei Kant in der Regel der biblischen und dabei sogar der protestantischen, mit der Vernunftreligion, dem Glauben an eine moralische Ordnung. Programmatisch heißt es in der Vorrede:

Sollte es aber bei dem erstern darauf angesehen sein, mit der Vernunft in Religionsdingen, wo möglich, gar nichts zu schaffen zu haben, so kann man leicht voraussehen, auf wessen Seite der Verlust sein würde; denn eine Religion, die der Vernunft unbedenklich den Krieg ankündigt, wird es auf die Dauer gegen sie nicht aushalten.

Das vierte Stück handelt „Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Prinzips“ und ist eine schonungslose Abrechnung mit jeder Form von Fundamentalismus und angemaßter Autorität:

Von einem tungusischen Schaman bis zu dem Kirche und Staat zugleich regierenden europäischen Prälaten oder (wollen wir statt der Häupter und Anführer nur auf die Glaubensanhänger nach ihrer eigenen Vorstellungsart sehen), zwischen dem ganz sinnlichen Mogulitzen, der die Tatze von einem Bärenfell sich des Morgens auf sein Haupt legt, mit dem kurzen Gebet „Schlag mich nicht tot!“ bis zum sublimierten Puritaner und Independenten in Connecticut ist zwar ein mächtiger Abstand in der Manier, aber nicht im Prinzip zu glauben; denn, was dieses betrifft, so gehören sie insgesamt zu einer und derselben Klasse, derer nämlich, die in dem, was an sich keinen bessern Menschen ausmacht, (im Glauben gewisser statuarischer Sätze, oder Begehen gewisser willkürlicher Observanzen) ihren Gottesdienst setzen. Diejenigen allein, die ihn lediglich in der Gesinnung eines guten Lebenswandels zu finden gemeint sind, unterscheiden sich von jenen durch den Überschritt zu einem ganz andern und über das erste weit erhabenen Prinzip, demjenigen nämlich, wodurch sie sich zu einer unsichtbaren Kirche bekennen, die alle Wohldenkenden in sich befasst, und, ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach, allein die wahre und allgemeine sein kann.

In einer Zeit, in der der religiöse Fundamentalismus und die Anmaßung der wahrhaft Gläubigen an allen Fronten Land gewinnt, kann die Besinnung auf Kant und die „unsichtbare“ und natürliche Kirche der Vernunft und der Toleranz zur Klärung und zur Abwehr unhaltbarer religiöser Ansprüche beitragen.

2. Drewermann, Kant und die Salier (1992)

Nicht nur wegen des Katholikentages in Karlsruhe ist der Konflikt zwischen Eugen Drewermann und der katholischen Amtskirche auf dem Weg, in der geistigen Auseinandersetzung zum Thema des Jahres 1992 zu werden. Drewermann versteht sich als Christ und Katholik, und er will sich nicht von einer Institution ausgrenzen lassen, *„die sich heute von Amts wegen Kirche nennt“* und *„das größte Interesse daran trägt, autoritär vorwegzuentcheiden, was Glauben ist, und das Persönliche damit gerade zum Unwesentlichen, ja Gefährlichen zu machen. Am Ende ist die christliche Kirche womöglich gar nicht so christlich?“* In diesem Konflikt erinnert Drewermann an die ursprüngliche Botschaft von Jesus, der keine Kirche gründen, keine Dogmen festlegen und keine Sakramente stiften wollte, sondern an eine Gemeinschaft von Menschen glaubte, *„in der keiner mehr den anderen moralisch oder religiös ausgrenze, sondern in der alle einander wie Gerettete nach einem Schiffbruch die Hand reichten in dem Bewusstsein, einzig zu leben aus einem Geschenk unverdienter Gnade.“* Drewermanns neues Buch *„Worum es eigentlich geht - Protokoll einer Verurteilung“* (Kösel München 1992) zeigt die Eskalation dieses Konflikts zwischen der jede inhaltliche Auseinandersetzung vermeidenden und sich auf religiöse Leerformeln beschränkenden Amtskirche und dem sich immer stärker auf die existentielle Begegnung mit einem undogmatischen und "revolutionären" Jesus berufenden Christen und Theologen: *„Zweitausend Jahre nach der Geburt Jesu stehen wir heute vor der gleichen Aufgabe, der Jesus selber sich gegenüber sah: Es geht um eine zutiefst prophetische Reformation des zu Tode erkrankten kirchlichen Organismus....Der Kontrast, die Diskrepanz zwischen dem, was Jesus war und*

wollte, und dem, was wir heute sind und im Namen der Kirche zu sein haben, könnte nicht schreiender sein." (Alle Zitate aus "Worum es eigentlich geht")

Es ist keine an den Haaren herbeigezogene Parallele, wenn man in diesem Zusammenhang an die letzte Publikation des größten deutschen Philosophen erinnert. Vor zweihundert Jahren erschien in der Berlinischen Monatsschrift Immanuel Kants Aufsatz "Über das radikale Böse in der menschlichen Existenz", der dann 1793 das erste von vier "Stücken" der Altersschrift "Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" bildete. Auch Kant stand in diesen Jahren in einer schweren Auseinandersetzung mit einer Kirche, die sich als Oberaufsicht und oberste Zensurbehörde verstand und sich voll auf den preußischen König Friedrich Wilhelm II., den Neffen und Nachfolger Friedrichs des Großen, stützen konnte. Kant erhielt vom König persönlich einen Rüffel, der einem Lehr- und Publikationsverbot gleichkam, und die weiteren "Stücke" wurden von der Zensurbehörde abgelehnt. Das ist allerdings nicht verwunderlich, denn die "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ist auch eine schonungslose Abrechnung mit der falschen und angemäßen Autorität der "Staatskirche".

Wenn Kant von der "natürlichen Religion" spricht, meint er damit eine vernünftige Religion, die sich aus der sittlichen Beschaffenheit des Menschen ergibt. Der Mensch trägt in sich das moralische Gesetz, den kategorischen Imperativ, aber er ist auch frei, sich für das Gute oder das Böse zu entscheiden. Das Böse ist also für Kant nicht das Körperliche oder Sinnliche und nicht das Noch-Nicht-Vernünftige. Dass der Mensch sich mehr für das Gesetz entscheidet, liegt an dem Postulat Gott, an der *"Idee eines höchsten Guts in der Welt, zu dessen Möglichkeit wir ein höheres, moralisches, heiligstes und allvermögendes Wesen annehmen müssten"*. Moral führt also für Kant *"unumgänglich zur Religion, wodurch sie sich zur Idee eines machthabenden moralischen Gesetzgebers außer dem Menschen erweitert, in dessen Willen dasjenige Endzweck ist, was zugleich der Endzweck des Menschen sein kann und soll."*(Vorrede)

Kants Gottesvorstellung ist nicht persönlich, und Gott kann nicht gnädig sein, denn Gnade ist willkürlich und deshalb unvernünftig. Hier unterscheidet er sich also deutlich von Drewermann. Aber in der geschichtlichen Entwicklung sieht Kant einen Fortschritt von der "geoffenbarten" zur natürlichen Religion. Je vernünftiger die Religion wird, umso weniger braucht sie die verfasste Kirche. Jesus hat an dieser Entwicklung entscheidenden Anteil, denn er gründet *"eine reine aller Welt fassliche (natürliche) und eindringende Religion, deren Lehren als uns aufbehalten wir desfalls selbst prüfen können...Zur Beglaubigung dieser seiner Würde, als göttliche Sendung, wollen wir einige seiner Lehren, als zweifelsfreie Urkunden einer Religion überhaupt, anführen; es mag mit der Geschichte stehen wie es wolle, (denn in der Idee selbst liegt schon der hinreichende Grund zur Annahme) und die freilich keine anderen als reine Vernunftlehren werden sein können; denn diese sind es alleine, die sich selbst beweisen, und auf denen also die Beglaubigung der anderen vorzüglich beruhen muss."* (Viertes Stück)

Wie jetzt Drewermann beruft sich schon Kant auf die Offenheit der Bergpredigt, die Ablehnung der Gesetzlichkeit und die Betonung der eigenen Verantwortung bei Jesus. Dieser Weg ist die enge Pforte, die Erfüllung der Kirchenpflicht dagegen ist der breite Weg, der nicht zu Gott führt.

Die wahre auf dieser Botschaft Jesu aufgebaute Kirche wäre allen Menschen fasslich und zugänglich und brauchte keine Taufe, kein Sakrament und keine Dogmen, ihre Diener wären Lehrer und Erklärer. Um so schlimmer ist, was die Kirche in ihrer Geschichte daraus gemacht hat: *"Eine Kirche auf das letztere Prinzipium gegründet, hat nicht eigentlich Diener (ministri), so wie die von der ersten Verfassung, sondern gebietende hohe Beamte, (officiales), welche, wenn sie gleich (wie in einer protestantischen Kirche) nicht im Glanz der Hierarchie als mit äußerer Gewalt bekleidete geistliche Beamten erscheinen und sogar mit Worten dagegen protestiren, in der That doch sich für die einigen berufenen Ausleger einer heiligen Schrift gehalten wissen wollen, nachdem sie die reine Vernunftreligion der ihr gebührenden Würde, allemal die höchste Auslegerin derselben zu sein, beraubt und die Schriftgelehrsamkeit allein*

zum Behuf des Kirchenglaubens zu brauchen geboten haben. Sie verwandeln auf diese Art den Dienst der Kirche (ministerium) in eine Beherrschung der Glieder derselben (imperium)..." Die verfasste Kirche, für Kant die protestantische Staatskirche Preußens, ist gegenüber der christlichen Botschaft ein Rückschritt, und ein besonders verwerflicher, weil er gegen die Vernunft getan wird, um Herrschaft und Einfluss zu sichern. Wie Drewermann will Kant nicht die wahre Kirche zerstören, sondern nur die bestehende aus der Gefangenschaft befreien, in der sie Herrschsucht und Eigennutz ihrer Hierarchien festhalten.

Nun ist 1992 durch den Willen der rheinland-pfälzischen Landesregierung auch zu einem Salierjahr geworden, und das, was die Ausstellung in Speyer nicht gezeigt hat, ist die große theologische Veränderung zwischen 1055 und 1075, in der die kirchliche Hierarchie sich ihr eigenes Podest zimmerte, zunächst geistig und später auch in der Abtrennung und Erhöhung des den Priestern vorbehaltenen Chores im Kirchenbau. Vieles von dem, was Kant und Drewermann angreifen, ist damals in einem Schub in die christliche Lehre aufgenommen worden. Die Anhänger der mit dem Kloster Cluny verbundenen Kirchenreform, die für eine "reine" Kirche eintraten und dabei zunächst und vor allem die persönliche Lebensführung der Kleriker im Auge hatten, auch die noch keineswegs übliche Einhaltung des Zölibats, hatten zunächst in der Kirche einen schweren Stand und konnten sich nur mit Hilfe der weltlichen Macht überhaupt durchsetzen. Auf ihr Drängen hin griff Heinrich III. schließlich auch in Rom ein, setzte die konkurrierenden Päpste aus dem römischen Stadtadel ab und öffnete die Kurie für die vor allem aus Lothringen kommenden radikalen Anhänger der Reformbewegung. Die Abhängigkeit von der weltlichen Macht empfanden diese als demütigende Schwäche, und als nach dem Tod Heinrichs III. 1056 die Regentschaft in den Händen der Kaiserin Agnes lag, versuchten sie, sich politisch wie theologisch möglichst schnell davon zu befreien. Die theologische Begründung lieferte der Theoretiker der Reform, der Lothringer Humbert von Silva Candida in seiner Schrift "Drei Bücher gegen die Simonisten". Simonie - Ämterkauf - war es nicht mehr, wenn ein geistliches Amt tatsächlich gekauft wurde, sondern dann, wenn Laien an der Wahl oder Einsetzung eines Priesters zum Abt und Bischof oder gar zum Papst beteiligt waren. Die Priester sind eine durch die ungebrochene apostolische Sukzession des Segens über alle anderen herausgehobene Klasse oder Rasse, ihre Angelegenheiten können deshalb vor keiner weltlichen Instanz behandelt oder entschieden werden. Humbert stellte die Priester zwischen Gott und die Menschen, die Amtskirche wurde so die alleinige Mittlerin der Gnade Gottes. Konsequenterweise wurde im Papstwahldekret von Nikolaus II. festgelegt, dass nur geweihte Priester an der Wahl des Papstes beteiligt sein durften. Die radikalste Formulierung dieser Grundsätze ist aber der Dictatus Papae Gregors VII. von 1075, der die Kirche theoretisch und juristisch von oben nach unten durchkonstruiert und sie über die Welt stellt. Nur der Papst ist direkt von Gott eingesetzt, seine Legaten haben überall den Vortritt, die Könige dürfen nur ihm und müssen ihm die Füße küssen, er kann Bischöfe und Kaiser absetzen, gegen seine Autorität gibt es keine Appellation, aber er kann jedes Verfahren an sich ziehen. Ein kanonisch gewählter Papst wird automatisch heilig, und die römische Kirche kann sich nie irren. Wer aber nicht mit ihr übereinstimmt, kann nicht als rechtläubig gelten.

Die Kirche hat also einschneidende Veränderungen zu dem, was sie später geworden ist, erst im Investiturstreit erfahren. Will man hier nicht die göttliche Fügung sehen, muss man sich natürlich fragen, warum sich die Kirchenreformer mit diesem radikalen Ansatz durchsetzen konnten, und warum die kaiserlichen Theologen die ungeheuerliche Anmaßung dieser neuen Kirche nicht stärker herausstellten. Ein Grund dafür mag gewesen sein, dass die geistlichen wie die weltlichen Fürsten ja auch einer besonderen und herausgehobenen Klasse oder Rasse angehörten, dem Adel, der sich selbstverständlich die Ämter und Pfründen aufteilte. Diesem Zustand gegenüber hatte die Verselbstständigung der Kirche vielleicht schon fast etwas Revolutionäres und Befreiendes an sich. Auf jeden Fall führt eine direkte Linie von der Selbstüberhöhung der Kirche in der Salierzeit zur Kirchenkritik Kants am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu der von Drewermann am Ende des zwanzigsten.

SCHILLER ALS HISTORIKER

1. Schillers Hinwendung zur Geschichte

Als sich nach Schillers schwerer Erkrankung im Januar 1791 die – falsche - Nachricht von seinem Tod verbreitete, erinnerte im fernen Kopenhagen der dänische Schriftsteller und Schillerverehrer Jens Baggesen im Juni bei einer Totenfeier an den jetzigen „und vielleicht aller künftigen ersten Geschichtsschreiber Deutschlands“ (Prüfer, S. 1). Diese Bewertung ist für uns heute etwas überraschend. Schiller war ja von der Ausbildung und vom Beruf her Mediziner, und in der schöngestigen Welt hatte er sich mit den Räufern zunächst einen Ruf als Stürmer und Dränger gemacht. Doch sie entsprach Schillers Arbeitsprogramm der letzten Jahre. Zwar war der „Don Carlos“ nach langen Mühen 1787 endlich erschienen und aufgeführt worden, aber seit 1785 hatte Schiller fast nur noch historisch gearbeitet und publiziert und mit seiner Jenaer Antrittsvorlesung von 1789 seinen Anspruch als ernst zu nehmender Historiker auch theoretisch untermauert.

Schillers Freund Körner war gegen seine Hinwendung zur Geschichte und beschwor ihn, seiner dichterischen Sendung treu zu bleiben. Ihm gegenüber argumentierte Schiller 1788 fast frivol mit materiellen Gründen:

Ich muß von >Schriftstellerei< leben, also auf das sehen, was einträgt: ... Für meinen Carlos - das Werk dreijähriger Anstrengung bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine Niederländische Geschichte, das Werk von 5 höchstens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen. ... Ueber die Vortheile beider Arten von Geistesthätigkeit ist nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werths, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich: forcire ich diese, so misrathen sie ... Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu einer z. B. historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit welche ich für beide verwende ist ohngefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen — am Ende eines gefertigten Schauspiels vielmehr verloren. ... kein Fach als die Geschichte ... taugt so gut dazu ..., meine >Oekonomische Schriftstellerei< darauf zu gründen, so wie auch eine gewiße Art von Reputation, denn es gibt auch einen >oekonomischen Ruhm<. (Damm, S. 88/89)

Zu Anfang der Jenaer Antrittsvorlesung „Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ wandte sich Schiller 1789 an die Studenten und warnte sie vor einem bloßen „Brotstudium“:

... Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu tun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile des selben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brotstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letzteren widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden.... Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen oder darf ich hoffen, dass es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? .(Schiller, Hanserausgabe, Band IV, S. 750).

Das ist kein Widerspruch und kein Zynismus, sondern es reflektiert Schillers geistige

Entwicklung zur Philosophie über die Universalgeschichte. Denn Universalgeschichte ist für ihn nicht einfach „das, was gewesen ist“, sondern ein kunstvolles und künstliches Produkt des menschlichen Verstandes, „ein vernunftmäßig zusammenhängendes Ganzes“.

So würde denn unsre Weltgeschichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren; dass also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluss gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel. ...

Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung ineinander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, dass diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Notwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitre Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d.i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte. (Schiller, Band IV, S. 763/4)

Die säkularisierte Heilsgeschichte, die Geschichte als Weg der Menschheit zur Vernunft und damit zu sich selbst, das ist die Vorwegnahme Hegels, der als Vollender des deutschen Idealismus gilt. Sogar die „List der Vernunft“ findet sich schon bei Schiller:

Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie (sc. die Geschichte) dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors oder Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: <dass der selbstüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewusst vortreffliche befördere>. (Schiller, Bd. IV, S. 766)

Der geschichtsphilosophische Ansatz Schillers führte ihn seit 1789 zu einer stärkeren Auseinandersetzung mit der Philosophie, vor allem mit Kant. Die Antrittsvorlesung markiert so den Übergang vom Historiker Schiller zum Philosophen Schiller und zur „Erfindung des deutschen Idealismus“, wie Safranskis Buch im Untertitel heißt. Hegel hat seine Phänomenologie und damit seine Geschichtsphilosophie ein Jahr nach Schillers Tod 1806 in Jena vollendet, unter dem Kanonendonner der Schlacht, in der Napoleon das preußische Heer vernichtete.

2. Die geschichtlichen Werke

Schiller kam über den „Don Carlos“ zur Geschichte. Seine erste größere Arbeit war die freie Übersetzung einer französischen Untersuchung über Philipp II., die 1786 in „Thalia“ erschien, eine sehr schematische ablehnende Beurteilung dieses Herrschers (Schiller, Band IV, S. 7-25). Sein wachsendes Interesse an den Vorgängen in den Niederlanden führte ihn zu einem vertieften Studium der Quellen und zu einer erheblichen Erweiterung des ursprünglichen Projektes einer zusammenfassenden Darstellung des Abfalls der Niederlande (Schiller, Band IV, S. 27-361).

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine

vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolierte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen musste. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten zu füllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriss zu werden. (Vorrede zur „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“, Schiller, Band IV, S. 29)

Die ausführliche und detailgenaue Darstellung Schillers blieb allerdings ein Torso. Sie führt auf fast 300 Seiten nur bis zum Auftreten des Herzogs von Alba und dem Rückzug der Herzogin von Parma 1567. Was hat nun Schiller an diesen immerhin hundertfünfzig Jahre zurück liegenden Ereignissen so interessiert? Dazu sagt er in der Einleitung (S. 33):

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wieviel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, dass gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, dass ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, dass ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte.- und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.

So führt der Abfall der Niederlande das „In Tyrannos“ der Räuber als historische Betrachtung weiter. Die Aufständischen setzen „ein schönes Denkmal bürgerlicher Stärke“ und erwecken damit „in der Brust meiner Leser ein fröhliches Gefühl“. Philipp II., der im Banne der Inquisition stehende unbarmherzige König und Vater des Don Carlos, ist der Despot, der mit seiner Macht und seiner Religion die Freiheit in Europa gefährdet:

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele tun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüte. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürrtigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin, ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhaft demütigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen verteilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp tat es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüten, und er selbst verspottete in der Person des Papsts, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissenfurcht und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missetäter seines Raubs. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto

schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter. (Schiller, Band IV, S. 77/78)

Schillers Wertmaßstäbe waren klar. Protestantisch, bürgerlich und fortschrittlich gehören zusammen, und ebenso auf der negativen Seite katholisch und monarchisch. Trotzdem zeigt das Portrait Philipps II. viel Einfühlungsvermögen in diese Herrscherpersönlichkeit, die Mittelmäßigkeit durch Härte und Konsequenz auszugleichen versuchte und deshalb zu einem vernünftigen Kompromiss in der Frage der Religion wie der Herrschaft nicht fähig war. Vielleicht wäre noch anzumerken, dass der Dramatiker Schiller weiter ging als der Historiker. Denn sein König Philipp im „Don Carlos“ ist bereit, sich auf die größere Offenheit einzulassen, die der Marquis Posa von ihm fordert, aber gerade ihm gegenüber treibt dieser ein falsches Spiel, und enttäuscht und verbittert zieht sich Philipp zurück und wird so zur eigentlichen tragischen Figur.

Das zweite große historische Werk ist die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die zwischen 1791 und 1793 im „Historischen Calender für Damen“ des Leipziger Verlegers Göschen erschien (Schiller, Band IV, S. 363-745). Die Bewertung dieses Krieges in der Einleitung ist für uns überraschend:

Seit dem Anfang des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europas kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Anteil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraum ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herfließen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluss derselben empfunden.

Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte - ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglühenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Krieg, in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Teilnahme der Staaten an einander, welche sich in diesem Krieg eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht, aber die wohl tätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. ... So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Österreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder erleuchten.

(Schiller, Band IV, S. 365/6)

Trotz der großen Opfer sieht Schiller den Krieg vom Ergebnis her positiv, weil er Europa vor der spanisch-katholischen Universalmonarchie bewahrt und so erst auf den Weg der offenen Staatengesellschaft geführt hat, zum Gleichgewicht der europäischen Mächte und damit auch zur Freiheit und zur Aufklärung.

Die Studien zum Dreißigjährigen Krieg sind gleichzeitig die Vorarbeit zum Wallenstein. Deshalb sei hier noch das erste Auftreten Wallensteins zitiert:

Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener sein als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte. Graf Wallenstein war es, ein verdienter Offizier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venezianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt und nachher als General-Major eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Teil der nach dem böhmischen Aufruhr konfiszierten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot

er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte - aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Teil des Versprechens erfüllt würde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen und fügte die Erlaubnis hinzu, Offiziersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 30000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Österreich aufzustellen. Jetzt also - zum erstenmal in diesem Kriege - erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. (S. 470)

Den schwedische König Gustav Adolf, der im Bündnis mit Frankreich in den Krieg eingegriffen, Tilly geschlagen und so die erneute Berufung Wallensteins verursacht hatte, betrachtete Schiller mit Vorsicht:

Aber es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des Deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist – zu sterben. ...Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besetzung im Mittelpunkt dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Tätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Missbrauch ausgesetzt als man von dem österreichischen Geschlecht zu befürchten hatte. (Schiller, Bd. IV, S. 637).

Der Tod Gustav Adolfs in der Schlacht von Lützen 1632 machte auch seinen Gegner Wallenstein überflüssig. Er wurde 1634 in Eger ermordet. In seiner abschließenden Bewertung Wallensteins schreibt Schiller:

So endigte Wallenstein in einem Alter von fünfzig Jahren sein tatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswert, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuem Zeiten sich rühmen. ... Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wusste. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurteile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, dass er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah. Aber wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muss man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, dass es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; dass die Verräterei des Herzog und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Tatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermutungen gründen. ... Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Bayern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Taten berechtigt uns, ihn der Verräterei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Not

und Verzweiflung ihn antreiben, das Urteil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urteil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, dass er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte - ein Unglück für den Toten, dass ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.
(Schiller, Bd. IV, S. 687/8)

Mit dieser Bewertung endet das vierte Buch. Den Abschluss vom Ende Wallensteins 1634 bis zum Westfälischen Frieden 1648 fasst das fünfte Buch knapp und eher lustlos auf 50 Seiten zusammen gegenüber 320 Seiten für die ersten vier Bücher. So bleibt auch die Darstellung des Dreißigjährigen Krieges eigentlich ein Torso, und die spätere deutsche Schulgeschichtsschreibung hat sich weitgehend an diese Akzentuierung gehalten.

3. Die historischen Dramen

Schillers erstes historisches Drama, die 1783 erschienene „Verschwörung des Fiesco zu Genua“, hat damals und bis heute wenig Beachtung gefunden. Vor allem hat das Drama zu keiner Auseinandersetzung oder gar Identifikation mit der italienischen Geschichte geführt. Fast zeitgleich mit dem Fiesco begann Schiller 1782 mit den Vorarbeiten zum Don Carlos. Der sich mit der Auseinandersetzung um Religion, Fortschritt und Toleranz überlagernde und durch zusätzliche Nebenhandlungen und Intrigen (wie der Prinzessin Eboli) belastete Vater-Sohn-Konflikt spielt am spanischen Hof, aber es geht auch um die Niederlande und um Europa, denn Don Carlos will an Stelle des unheimlichen Herzogs von Alba als Statthalter in die Niederlande gehen und dort seinem Vater zeigen, wie frei man ein Land regieren kann. Da in der spanischen Tradition der rigorose religiöse Absolutismus Philipps wie die gewalttätige Intoleranz seiner Urgroßmutter Isabella von Kastilien lange Zeit positiv gesehen wurden und der Thronfolger Don Carlos als armer und zu Recht unterdrückter Irrer galt, zeigte Schillers „spanisches“ Drama dort wenig Wirkung. Doch die Aufforderung des Marquis Posa an König Philipp, das „*Sire, geben Sie Gedankenfreiheit*“, hat immer wieder zu Irritationen bei den Machthabern geführt, so zu einem Aufführungsverbot im Dritten Reich.

Aus den historischen Untersuchungen zum Dreißigjährigen Krieg erwuchs der „Wallenstein“, Schillers „deutsches“ Drama, ein grandioses Gemälde aus einer Zeit, die der Historiker Schiller positiver sah als die spätere nationale Geschichtsschreibung. Der Dramatiker rang lange mit der Überfülle des Stoffes, bevor er ihn in die Form des Doppeldramas mit dem vorgeschalteten Lager-Bilderbogen brachte. Beide Dramen haben ihre eigene Struktur, sind aber in einem Spannungsbogen miteinander verbunden, denn die Piccolomini zeigen den Feldherrn auf der Höhe seiner Macht, Wallensteins Tod aber verraten und verkauft, weil er mit seinem eigenen Verrat zu lange gezögert hat. Schillers Wallenstein ist kein faustischer Mensch, sondern ein Nachdenker und Zauderer, einer, der nicht mehr an die Werte glaubt, für die er kämpft, der den Krieg beenden will, weil er sinnlos geworden ist, aber auch einer, der ehrgeizig ist, der sich in seinen Möglichkeiten überschätzt und deshalb scheitert. Der Wallenstein des Dramas ist in seiner Zerrissenheit eine auch für spätere Historikergenerationen gültige psychologische Studie, differenzierter als in Schillers Geschichtsschreibung.

Auf den Wallenstein folgten in kurzem Abstand die großen Dramen der Reifezeit, Maria Stuart 1800, die Jungfrau von Orleans 1801, Wilhelm Tell 1804, und der Demetrius lag als Fragment auf dem Schreibtisch, als Schiller 1805 starb. Mit der Maria Stuart wählte er eine große historische Konfrontation aus dem Umfeld des Don Carlos, denn Elisabeth von England war für ihn eine Vorkämpferin gegen Philipp II. und seinen katholischen Universalismus und damit die Beschützerin der Reformation: „*Alles Böse, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Elisabeth von England beschloss, war die Rache, die er dafür nahm, dass sie seine protestantischen Untertanen gegen ihn in Schutz genommen und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte*“ (Schiller, Band IV, S. 365). Maria Stuart, die katholische Königin von Schottland und in den Augen der katholischen Welt, für die Elisabeth nur eine illegitime Tochter Heinrichs VIII. war, als Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII. auch die einzig rechtmäßige Königin von England, hatte sich nach einer chaotischen Regierungszeit in Schottland, wo ihr Liebhaber ihren Ehemann

umgebracht hatte, ausgerechnet nach England geflüchtet. Dort lebte sie 18 Jahre in festen Schlössern als Gast und mehr und mehr als Gefangene Elisabeths. Auch wenn sie selber vielleicht überhaupt nicht beteiligt war, stellte sie für die Anhänger einer katholischen Restauration immer einen Kristallisationspunkt dar, und deshalb setzte das Tudor-Establishment ihre Verurteilung vor dem Oberhaus durch und drängte auf die Hinrichtung. Schiller hat die Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen in den Mittelpunkt gestellt, mit den unentwirrbaren Ebenen politischer, religiöser und weiblich-eifersüchtiger Motive. Dabei ist die gefangene Maria die Geläuterte, Bessere und Adlige, Elisabeth die Falsche und Intrigante, die mit unredlichen Mitteln und aus Eifersucht die Vernichtung ihrer Gegnerin betreibt. Die dramatische Konstruktion entsprach nicht Schillers historischem Weltbild, und die rührende Szene, in der heimlich zum Priester geweihte Melvil Maria vor der Hinrichtung die Beichte abnimmt und Absolution, Abendmahl und Segen erteilt, musste dem Protestanten Schiller als abergläubische Fixierung zuwider sein, aber sie rührt zu Tränen. Schillers großes „englisches“ Theaterstück wurde allerdings dort nicht zum Nationaldrama, vielleicht weil die Akzente traditionell anders verteilt sind und Elisabeth als unangreifbar gilt.

Auf die Maria Stuart folgt das „französische“ Drama, die Beschäftigung mit der Nationalheldin, die in der Staatskrise des 15. Jahrhunderts den von der eigenen Mutter für illegitim erklärten König Karl gestützt und zur Krönung nach Reims geführt hat. Bei Schiller strauchelt die Jungfrau von Orleans, weil sie menschlich reagiert. Im zweiten Akt sagt sie zu Montgomery *„Ich weiß nichts von der Liebe Bündnis, das du mir beschwörst, und nimmer kennen werd ich ihren eiteln Dienst“*, bevor sie ihn tötet, weil ihr Auftrag sie dazu zwingt, alle Engländer umzubringen. Aber am Ende des dritten Aktes trifft sie auf Lionel und bricht ihr Gelübde, weil sie ihn liebt, und damit hat sie ihre fürchterliche Reinheit verloren. Den Anklagen ihres Vaters kann sie nichts mehr entgegensetzen. Sie wird verdammt, vom Hof vertrieben und von der bösen Königinmutter Isabeau gefangen genommen. Johanna weist die Werbung Lionels ab, der sie retten will, sprengt ihre Ketten und fällt in der Schlacht bei der Befreiung ihres Königs. In einer sentimentalischen Schlusszene fährt sie zum Himmel auf. Schillers Johanna geht mit den historischen Fakten ziemlich frei um und weder der innere Konflikt der Heldin noch Anklage und Verstoßung sind wirklich nachvollziehbar. In Frankreich, wo die Geschichten und Legenden um Jeanne d'Arc eine lange und genaue Tradition haben, konnte diese abweichende und eigenartige Version nicht viele Anhänger gewinnen.

Anders ist es mit dem Wilhelm Tell. Schiller hat hier aus den ungenauen und späten Schweizer Legenden im weißen Buch von Sarnen um 1470 ein packendes menschliches Drama gemacht, *„wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen“*, wie es in der Einleitung zum Abfall der Niederlande hieß. Wie David setzen sich die aufrechten und redlichen Urschweizer gegen den bösen Goliath Gessler und das hinter ihm stehende Habsburg durch. Der legendäre Kampf der Urschweizer für Freiheit und Unabhängigkeit und damit auch *In Tyrannos* entsprach nicht nur Schillers eigener Auffassung vom Sinn der Geschichte, sondern Schiller hat im Wilhelm Tell auch die verdichtete und endgültige Form der Schweizer Gründungslegende geliefert, der Tell ist zum Nationaldrama geworden, er ist im höheren Sinn Geschichtsschreibung, weil er Geschichte glaubhaft und volkstümlich gestaltet. Wilhelm Tell ist vielleicht Schillers populärstes Drama überhaupt, aber auf jeden Fall für die Schweizer Identität von besonderer Bedeutung. Deshalb wurde er im letzten August sogar auf dem Rütli gespielt. Und Max Frischs kleine Schrift *„Wilhelm Tell für die Schule“* von 1970 ist ein Anti-Schiller, ein ironisches Fraglichmachen der durch Schillers Tell festgefühten Tradition.

Der „russische“ falsche Demetrius wäre Schillers nächstes historisches Drama geworden. Nach dem vorhandenen Aufriss hätte dieser als Erbe Iwans des Schrecklichen Erfolg gehabt und überzeugt, solange er selber an seine Herkunft und seine Sendung glaubte, aber er musste scheitern, als er den Betrug und den Eigennutz der politischen Kräfte erkannte, die ihn förderten. Die Ausführung ist nicht sehr weit gediehen. Der Gesamtblick auf seine historischen Dramen zeigt uns wieder den Europäer Schiller, der den Dreißigjährigen Krieg positiv so bewertet hatte: *„Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Krieg,*

in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte“. Diese Gesellschaft wollte er stärken mit einer Kette spannender Dramen, deren Stoffe er sich mit seinen historischen Studien erarbeitet hatte und die jeweils ein Mitglied dieser Staatengesellschaft mit einer entscheidenden historischen Weichenstellung in den Brennpunkt rückten. Schiller wollte mit seinen Dramen wie mit seinen historischen Studien europäische Identität stiften, die Vielheit in der Einheit zur Darstellung bringen und den gegenseitigen Respekt fördern. Im Zuge der zunehmenden Nationalisierung der Literatur im 19. Jahrhundert ist das, vom Tell abgesehen, nicht gelungen.

4. Schiller und die Historiker

Die Gründer der deutschen historischen Schule, des Historismus, fast noch Zeitgenossen Schillers, hielten nicht viel von ihrem berühmten Kollegen. Zum einen waren sie Anhänger des ausschließlichen Quellenstudiums. Alles Wissen sollte aus Quellen erarbeitet werden, und die Erschließung neuer Quellen war eine vordringliche Aufgabe, etwa in der großen vom Freiherrn vom Stein begründeten und bis heute maßgeblichen Edition der Monumenta Germaniae Historica. In diesem Sinn hatte Schiller nicht historisch gearbeitet, er hatte keine Archive durchwühlt, sondern sich auf publiziertes Material beschränkt, ihm ging es vor allem um die Darstellung. In diesem Punkt sind wir heute großzügiger und greifen gerne auf ediertes und auch übersetztes Material zurück, wir sind Schiller näher als seinen damaligen Fachkollegen. Die störten sich aber vor allem an seinem Idealismus, an seiner Grundhaltung, dass Geschichte im philosophischen Kopf entstehe und ein Gedankenkonstrukt sei. Leopold von Ranke wollte sich als Person eher zurücknehmen und nur darstellen, was und wie es gewesen sei, und er urteilte über Schiller, dass Goethe vielleicht ein passabler Historiker geworden wäre, Schiller aber nie.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich diese Einstellung. Heinrich von Treitschke, Deutschnationaler und überzeugter Antisemit, sah in Schiller den großen Nationaldichter und stellte ihn über Goethe. Johann Gustav Droysen ging in seinen Vorlesungen zur Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte zwischen 1857 und 1883 (1936 von Rudolf Hübner unter dem Titel „Historik“ herausgegeben) auf die Zusammenhänge von Material und denkendem Subjekt ein, auf die gegenseitige Abhängigkeit und auf heuristische und hermeneutische Prozesse, und er sah in Schiller wie in Kant seine Vordenker. Trotzdem geriet Schiller als Historiker mehr und mehr in Vergessenheit, auch wenn er zu bestimmten Anlässen und Jubiläen ein beliebtes Thema für Festreden und Festredner war.

Erst im ausgehenden 20. Jahrhundert kam es zu einer neuen intensiven Beschäftigung mit Schillers historischen Arbeiten und seiner Geschichtstheorie, die schließlich zu Thomas Prüfers Schillerbuch von 2002 führte, in dem der Autor nachweist, dass der Beitrag des Dichters zur Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft größer und im antithetischen Sinn bedeutender und grundsätzlicher war, als es die deutsche historische Schule damals und später wahrnehmen wollte. Und wenn man Schillers historische Texte heute liest, sind sie auf jeden Fall frischer und zugänglicher als etwa die kaum noch gelesenen von Ranke. Mit den ausgewählten Zitaten wollte ich deshalb auch Anregungen für weitere Schiller-Lektüre geben.



*Das folgende Blatt wurde im Vortrag verteilt.
Es enthält auch die bibliographischen Angaben.*

Schiller als Historiker

Schillers historische Schriften

Philipp der Zweite, König von Spanien
(freie Übersetzung des Textes von Mercier)
(1786 in *Thalia*, Heft 2)

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung
(1788 zuerst im *Teutschen Merkur*)

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod
(erweiterte Fassung 1789 *Thalia* Heft 8)

Vorlesung: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?
(1789 *Teutscher Merkur*)

Etwas über die erste Menschengesellschaft
Die Gesetzgebung des Lykurg und Solon
(*Thalia*, Heft 11, 1790)

Geschichte der französischen Unruhen
(In: *Allgemeine Sammlung historischer Memoiren*)
Teil 1, 1791, Teil 2-4 1792, Teil 5 1793)

Geschichte des Dreißigjährigen Krieges
(In: *Historischer Calendar für Damen, Göschen Leipzig*)
Teil 1 1791, Teil 2 1792, Teil 3 1793)

Schillers Dramen

1777 - 1782 Die Räuber
1782 - 1783 Verschwörung des Fiesco
Kabale und Liebe

1782 - 1787 Don Carlos

1788 Goethes Egmont

1789 Schiller Professor in Jena

1790 Heirat mit Charlotte von Lengefeld

1791 schwere Erkrankung Schillers

1793 letzte Vorlesung Schillers (über Ästhetik)

1791 - 1799 Wallenstein

1794 Beginn der Freundschaft mit Goethe

1796 Schiller bearbeitet den Egmont
1799 - 1800 Maria Stuart
1800 - 1801 Jungfrau von Orléans
1802 - 1804 Wilhelm Tell
seit 1804 Arbeit am Demetrius

1805 Tod Schillers

Literatur:

Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Hrsg. Von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert.
Band IV: Historische Schriften. Hanser München 1958.

Friedrich Schiller: Dramen und Gedichte. Hrsg. Deutsche Schillerges. Stuttgart 1955.

Theodor Schieder: Schiller als Historiker. In: *Begegnungen mit der Geschichte*.
V&R Göttingen 1962

(mit den Urteilen und bibliographischen Nachweisen früherer Historiker)

Otto Dann, Norbert Oellers, Ernst Osterkamp (Hrsg.). *Schiller als Historiker*.
Metzler Stuttgart-Weimar 1995

Thomas Prüfer: *Die Bildung der Geschichte. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft*. Böhlau Köln Weimar 2002

Sigrid Damm: *Das Leben Friedrich Schillers. Eine Wanderung*. Insel Frankfurt/Leipzig 2004

Rüdiger Safranski: *Schiller oder die Erfindung des deutschen Idealismus*. Hanser 2004.

Rolf Beyer: *Die Geschichte ist ein Magazin für meine Phantasie*. SWR2 Wissen 27.12.2004

Eines der aufwendigsten Projekte der Volkshochschule war im Rahmen des Frauenprogramms die von Angelika Wenzel und Karin Müller vorbereitete und durchgeführte Veranstaltungsreihe über Schriftstellerinnen und Komponistinnen der Romantik 1991, zu der auch ein Begleitbuch erschien, für das ich eine zeitgeschichtliche Zusammenfassung beisteuerte.

„ICH MÖCHTE MIR FLÜGEL WÜNSCHEN“ SCHRIFTSTELLERINNEN UND KOMPONISTINNEN DER ROMANTIK - HISTORISCHE HINTERGRÜNDE -

1. Der aufgeklärte Absolutismus und die klassische Blüte in Deutschland

In unseren Schulgeschichtsbüchern folgt auf Friedrich II. von Preußen, auch Friedrich der Große genannt (1740 - 1786), und Maria Theresia von Österreich (1740 - 1780) meist die Amerikanische Revolution von 1776 und die Französische Revolution von 1789. Erst mit dem Kampf gegen Napoleon kehrt Deutschland in die Geschichtsschreibung zurück. Das Verschweigen von vierzig Jahren deutscher Geschichte trifft dabei einen Zeitraum, der nicht nur im politischen Bereich zu den größten und grundsätzlichen Veränderungen führte, sondern auch im allgemeineren geistesgeschichtlichen Rahmen als die Epoche gilt, in der deutsche Philosophie und Literatur sogar im europäischen Vergleich zu höchster Vollendung gelangten. Die nationale Geschichtsschreibung des als preußisch-kleindeutsche Lösung aus einem Sieg über Frankreich hervorgegangenen zweiten deutschen Kaiserreichs übergang diese Endzeit des alten Reiches, weil sie sie als demütigend empfand. Sie konnte sich so auch um eine genauere Analyse der Rolle Preußens drücken, das ja gerade unter dem großen Friedrich erheblich zur Aushöhlung des alten Reiches beigetragen hatte. Damit erscheint die geistesgeschichtliche Blüte Deutschlands zwischen 1770 und 1810 in merkwürdiger Weise als eine Geistesbewegung ohne politischen Hintergrund.

Diese negative Bewertung entsprach keineswegs den Vorstellungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Natürlich wurde das Reich als politisches „Monstrum“ angesehen und auch kritisiert als ein schwerfälliger und funktionsuntüchtiger Organismus. Aber dieses Reich war die Existenzgarantie für ein außerordentlich lebendiges Nebeneinander von größeren und kleineren Staaten, deren Fürsten dem Ideal des aufgeklärten Absolutismus verpflichtet waren und in seiner Umsetzung miteinander konkurrierten. Friedrich der Große hatte dafür den Maßstab gesetzt, als er sich zum „ersten Diener seines Staates“ erklärte. Josef II., der Sohn und Erbe Maria Theresias, sah in Friedrich sein Vorbild, Herzog Karl Eugen von Württemberg wurde als Dreizehnjähriger an den preußischen Hof geschickt, um aufgeklärtes Regieren zu lernen. Zur Aufklärung gehörte die Förderung von Kunst und Wissenschaft, und auch hier versuchten die Staaten und Fürsten, sich gegenseitig zu übertreffen. Karl Eugen gründete in Stuttgart als moderne Hochschule die Hohe Karlsschule, weil er die alte Landesuniversität in Tübingen für nicht mehr reformfähig ansah. Der Herzog von Sachsen-Weimar machte die Universität Jena zu einem geistigen Mittelpunkt Deutschlands. Und ganz Europa blickte auf die Universität Königsberg, an der Immanuel Kant die einst von Frankreich ausgegangene Aufklärung philosophisch überhöhte und abschloss.

Dieses Bemühen um die Förderung von Wissenschaft und Kunst trug Früchte. Johann Gottfried Herder (1744 - 1803), der Goethe 1770 die Schönheit der Gotik des Straßburger Münsters sehen gelehrt hatte, legte in seinen Hauptwerken die Grundlage für eine organische Gesamtschau der geistigen Entwicklung des Menschen und wurde so zum Begründer der Geschichtsphilosophie wie der Literatur- und der Sprachwissenschaft. Goethes 1774 erschienener »Werther« übertraf schon bald den Ruf von Rousseaus sentimentalem Roman »Julie ou la NouvelleHeloïse« von 1761, und auch Schillers Drama »Die Räuber« gewann sehr schnell europäische Anerkennung. Gerade Schiller ist ein gutes Beispiel für die gesamte Entwicklung. Als Sohn eines Soldaten und Gärtners hätte er ohne die tatkräftige Förderung durch seinen Herzog wenig Chancen gehabt. Der sensible Jüngling litt unter den strengen Anforderungen, die die Karlsschule als fortschrittliche Anstalt kennzeichneten. Er verließ schließlich Stuttgart, weil ihn sein (vom Herzog ausgesuchter) Beruf belastete und der

Herzog ihm das Schreiben weiterer Stücke verboten hatte. Das Jugenddrama »Die Räuber« ist ein Aufschrei gegen eine alte Ordnung, gegen Verlogenheit und Falschheit, der Ausdruck des Sehns nach absoluter Freiheit, aber auch der Erkenntnis ihrer Unmöglichkeit. »Die Räuber« wurden gerne verstanden als Abrechnung mit dem autokratischen Herzog und seinem Absolutismus, aber Karls Gegner ist kein Fürst, sondern sein Bruder Franz und die verlogene und unvernünftige Gesellschaft, die er repräsentiert. Für eine Änderung und Verbesserung der Gesellschaft trat aber auch die Aufklärung und der Staat des aufgeklärten Absolutismus ein.

Deutschland war also im ausgehenden 18. Jahrhundert in vielen Bereichen des Geisteslebens führend, und diese Stellung war auch der politischen Ordnung, den Leistungen des aufgeklärten Absolutismus zu verdanken. Der preußische Staatsrechtslehrer Svarez formulierte 1791 in seinen Vorträgen für den preußischen Kronprinzen das Selbstverständnis dieser Staatsform so:

Der Regent, welcher in Beherrschung seines Staates diese Grundsätze aus den Augen verliert, bringt sich selbst um das Recht, Gehorsam zu fordern, er löst selbst das Band der bürgerlichen Gesellschaft auf, seine Macht und Größe beruhen alsdann bloß auf seiner persönlichen Stärke, welche sehr hinfällig ist, sobald das Vertrauen seiner Untertanen dahin ist und in den Herzen derselben das Gefühl der natürlichen Freiheit, welches bei einer weisen und sanften Regierung durch die Empfindungen ihres wohlthätigen Einflusses auf öffentlichen und privaten Wohlstand so leicht zum Schweigen gebracht wird, durch den Druck eines eigenwilligen Despotismus wieder rege gemacht wird.

(Deutsches Staatsdenken im 18. Jahrhundert. Politica 23, Neuwied 1965, S. 262)

Aus dieser Verpflichtung des Fürsten zum aufgeklärten Dienen und zur Achtung des Volkes ist auch zu verstehen, dass die Französische Revolution in Deutschland auf viel Verständnis stieß, aber wenig Nachahmer fand. Die Geltung der Prinzipien der Aufklärung für die Fürsten wie für die Völker war in Deutschland theoretisch selbstverständlich, auch wenn es in der Praxis durchaus Abweichungen gab. So schien es hier, als würde in Frankreich nur mit Gewalt nachgeholt, was diesseits des Rheins schon lange als Standard galt. Wie das aber in Frankreich geschah, das erweckte in Deutschland zunehmendes Kopfschütteln und vorsichtige Distanzierung, denn Hinrichtungen und Terror waren unangemessene Mittel zur Durchsetzung von mehr Vernunft.

2. Der Übergang zur Romantik

Zwischen 1790 und 1800 veränderte sich das geistige Klima in Deutschland. Ein erster Grund dafür waren die Vorgänge in Frankreich, die sich bis zur Schreckensherrschaft Robespierres steigerten und schließlich über das glanzlos-korrumpierte Direktorium 1799 in die Einmannherrschaft des ersten Konsuls Napoleon einmündeten. Diese Vorgänge waren verbunden mit einem aggressiven Vorgehen Frankreichs im Grenzbereich zu Deutschland. Frankreich erkämpfte sich die Rheingrenze. Und die neuerworbenen Gebiete wurden ebenso wie das Elsass nicht mehr als von Frankreich regierte Teile des Deutschen Reiches angesehen, in denen die alte Ordnung weiter galt, sondern als französisches Staatsgebiet, das ohne Rücksicht auf gewachsene Verhältnisse nach den Prinzipien des neuen französischen Zentralismus geordnet und regiert wurde. Damit gerieten die deutschen Macht- und Besitzverhältnisse durcheinander, denn viele Fürsten hatten Besitzungen zu beiden Seiten des Rheins und forderten eine Entschädigung. Preußen reagierte schon 1795. Es schloss mit dem revolutionären Frankreich den Frieden von Basel, der große Teile von Norddeutschland unter preußischen Schutz stellte und von allen Veränderungen ausnahm. Damit wurden die linksrheinischen Gebiete freigegeben und Süddeutschland allein dem österreichischen Schutz überlassen. Das Reich als politischer Rahmen für Deutschland wurde so von Preußen aufgegeben. Im selben Jahr erfolgte die dritte und endgültige polnische Teilung.

Ein zweiter Grund für die Veränderungen des geistigen Klimas in Deutschland war die teilweise Abkehr von der Aufklärung. Dazu hatte die Radikalisierung des Aufklärungsdenkens in der Französischen Revolution sicherlich beigetragen, aber der Urnschwung

war viel umfassender und allgemeiner. In Frankreich war der Revolution eine aristokratische Reaktion vorausgegangen, in Österreich wurden die Reformen Josefs II. nach seinem Tod zu großen Teilen wieder rückgängig gemacht, und in Preußen zwang der Unterrichtsminister Wöllner sogar den alten Immanuel Kant zu einer Distanzierung von seinem 1793 erschienenen Werk »Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«. Der restaurative politische Umschwung ließ sich leicht als Abwehr gegen die Französische Revolution tarnen. Im kirchlich-religiösen Bereich gewannen Pietismus und neue Innigkeit an Boden und wurden - etwa in Preußen - auch intensiv von oben gefördert. In der Philosophie trat an die Stelle der vorsichtigen Skepsis Kants die zumindest missverständliche Lehre Fichtes vom umfassenden Ich und in seiner Weiterführung Schellings Naturphilosophie. Fichte wie Schelling sahen sich als Architekten eines neuen Lebensgefühls, das sie aus dem Fundament der kantischen Kritiken entwickelten. Die deutsche Klassik - Herder, Goethe, Schiller - war nie im engen Sinn aufklärerisch gewesen. In der neuen Literatur der Romantik drückt sich zunächst weniger eine Abkehr von der Aufklärung aus als eine Ergänzung und Weiterentwicklung der Ideen der Aufklärung. Die anfängliche Revolutionsbegeisterung der jungen Romantiker, die ja im Kreis um Schelling und die Gebrüder Schlegel in Jena ihr erstes Zentrum hatten, war der Auffassung gewichen, dass eine Veränderung der Verhältnisse nur über eine Veränderung des Denkens und Schreibens bewirkt werden könne. Novalis forderte die „Romantisierung“ der Welt, ein Programm, das die Synthese von Kunst und Leben beinhaltete. Der „platten“ Vernünftigkeit setzten die Romantiker das Unbewusste und das Irrationale entgegen, sie setzten sich mit Wahnsinn und Krankheit auseinander und schrieben über Sinnlichkeit und Müßiggang. Es wäre falsch, insbesondere die Frühromantik als eine Bewegung der „Träumer“ abzutun, obwohl sie durchaus realitätsferne und elitäre Züge hatte. Sie ist vielmehr als der Versuch zu sehen, die Aufklärung um Dimensionen des menschlichen Erlebens und Daseins zu ergänzen, die aus der Diskussion der Aufklärer ausgeklammert waren. Erst nach dem Zusammenbruch der früh-romantischen Zirkel, nach 1800, begannen sich die Frauen und Männer der neuen roman-tischen Zentren in Berlin und Heidelberg verstärkt der Religion zuzuwenden, womit auch hier die antiaufklärerische und restaurative Wende eingeleitet wurde.

3. Der Zusammenbruch Preußens 1806 und die Napoleonisierung Deutschlands

Diese Entwicklung wurde unterstützt durch die Sonderrolle, die der unter preußischem Schutz stehende Teil Deutschlands genoss. Der preußische Schild schien stark genug, um alle politischen Widerwärtigkeiten abzuhalten. Auch in der preußischen Staatsführung gab man sich dieser Illusion hin. Das friderizianische Erbe - eine unschlagbare Armee und ein gut funktionierender Staatsapparat - galt als Garant für eine ruhige Zukunft, denn kein Gegner würde es wagen, diesen Staat und den von ihm beschützten Teil Deutschlands anzugreifen. Warnende Stimmen, die auf die zunehmende Verkalkung des Staatsapparates und des Heeres hinwiesen und eine grundlegende Erneuerung forderten, so der Freiherr vom Stein für den zivilen Bereich oder Gneisenau und Massenbach für das Militär, wurden verdrängt und abgeschoben. Selbstgefällig ließ die preußische Regierung die Eingriffe Napoleons in West- und Süddeutschland und den Krieg von 1805 geschehen, der mit der „Dreikaiserschlacht“ von Austerlitz, der Niederlage Österreichs und Rußlands im Dezember 1805 endete. In der Folge dieses Sieges hob Napoleon das Deutsche Reich endgültig auf und erhöhte die von ihm geschaffenen süddeutschen Fürstentümer zu Königreichen oder Großherzogtümern, deren Dynastien sich mit der napoleonischen auch familiär verbinden durften oder mussten.

Erst als alles abgeschlossen war, entschied sich die preußische Führung ohne Absicherung und im Alleingang für einen Krieg mit Napoleon. Diese Selbstüberschätzung führte zu der bitteren Doppelniederlage von Jena und Auerstedt im Oktober 1806, unter deren Kanonendonner Hegel die letzten Kapitel seiner Phänomenologie zum Abschluss brachte. Preußen wurde um die Hälfte verkleinert, und auch der verbleibende Rest wurde mit französischen Besatzungen belegt und musste hohe Kontributionen aufbringen. Die polnischen Gebiete wurden zu einem Großherzogtum Warschau zusammengefasst, Sachsen wurde vergrößert und als Königreich Preußen gleichgestellt, aus Hannover und ehemals preußischen Gebieten errichtete Napoleon für seinen jüngsten Bruder Jérôme das Königreich Westfalen. Damit

war Deutschland voll in die napoleonische Herrschaft eingegliedert. Auch Österreich resignierte nach einer weiteren Niederlage 1809 und bot schließlich 1811 eine Kaisertochter als zweite Gemahlin Napoleon an.

4. Reform, Restauration und Entpolitisierung

Die geistige Gegenbewegung gegen diese Napoleonisierung Deutschlands begann mit der preußischen Reform und erreichte ihren Höhepunkt mit der Völkerschlacht von Leipzig (1813) und dem Sieg über Frankreich. Die Reformbewegung verband aufklärerisches und antirevolutionäres Denken. So wurde durch die Bauernbefreiung und die Emanzipation der Juden die bürgerliche Gesellschaft und die Rechtsgleichheit wesentlich gefördert. Der Staat war für die Reformer kein Fürstenstaat, sondern Sache des Volkes. Deshalb war das Ziel für sie ein Verfassungsstaat mit einer angemessenen Vertretung des Volkes. Aber gleichzeitig waren sie gegen den mechanischen Zentralismus, zu dem die Französische Revolution geführt hatte. Der Staat war für sie etwas Lebendiges, er musste von unten nach oben wachsen, der kulturelle und politische Polyzentrismus Deutschlands sollte erhalten bleiben, eine Verfassung für Preußen oder gar für Deutschland konnte nur das Endergebnis einer langen Entwicklung sein, nicht der Einstieg. Preußen wurde von den Reformern, die in der Mehrzahl in Preußen dienten, aber keine Preußen waren, eine besondere Rolle zugewiesen. Es sollte der Kern des Neuaufbaus und sein Modell werden, aber dann selber in einem neuen größeren Ganzen aufgehen. Dieses erhoffte Deutschland wurde auch historisch ausgemalt und begründet. Das führte zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Mittelalter. Der Freiherr vom Stein gründete die »Monumenta Germaniae Historica«, die große und maßgebende Sammlung der Geschichtsquellen des Mittelalters. Aber auch die Dichtung nährte sich aus einem idealisierten Bild der deutschen Kaiserherrlichkeit. Dazu gehört etwa Friedrich Rückerts Barbarossalied von 1814. Im Traum vom deutschen Mittelalter lag auch die Schnittstelle zwischen Romantik und Erneuerungsbewegung.

Sehr deutlich war in dieser deutschen Bewegung das nationale und antifranzösische Element. Dem 'Französischen' wurde das 'Deutsche' gegenübergestellt, das Gewachsene, Organische der unhistorischen Vernunft. In dieser Ideologisierung der Nationalcharaktere wurde die französische Seite sehr stark mit negativen Werten belegt. Welsch wurde zum Schimpfwort, zum Synonym für falsch, treulos, raubgierig. Die Gedichte Ernst Moritz von Arndts liefern hier genügend Beispiele. Gefährlich an dieser Entwicklung war, dass die Gedankenwelt der Aufklärung mehr und mehr mit den negativen Bewertungen des Französischen in Verbindung gebracht wurde. Der deutsche Geist unterschied sich von der französischen Vernunft und war ihr - so die herrschende Meinung - in seiner Tiefe und Gemütsbindung weit überlegen. Hier begann eine Entwicklung, aus der im ausgehenden 19. Jahrhundert eine gefährliche ‚deutsche Ideologie‘ erwuchs.

Schließlich zeigte sich nach dem Koalitionssieg über Napoleon, dass weder der Kaiser von Österreich noch der König von Preußen oder einer der anderen Fürsten bereit war, sein Land dem Traum von einem neuen Deutschland unterzuordnen. In der Wiener Bundesakte von 1815, die den Deutschen Bund als minimales Zugeständnis an die Sehnsucht nach Einheit begründete, stand immerhin noch, dass in jedem Bundesstaat eine „landständische Verfassung“ einzurichten sei. Aber in Preußen und Österreich rückte man schon sehr bald von solchen Vorstellungen ab. Die preußische Reform blieb ein Torso. Wer weiter von Einheit und Freiheit träumte oder gar dafür eintrat, galt als Demagoge und wurde verfolgt. Aufklärung war den Fürsten ebenso unbequem und suspekt wie der deutschen Geistesbewegung, die den Bezug zur Realität verloren hatte und sich dafür umso mehr in den romantischen Illusionen eines verklärten Mittelalters verlor. In der Philosophie lehrte Hegel zwar den Weg der Vernunft zu sich selbst, aber sein „alles was ist, ist vernünftig“ war doppeldeutig und konnte genauso als Rechtfertigung der bestehenden Ordnung verstanden und benutzt werden. Die Verschiebung der Gewichte und der politische Druck führten in den Jahren nach 1815 zu einer immer stärkeren Entpolitisierung und Verflachung des geistigen Lebens in Deutschland, gegen die sich nur wenige und ohne viel Erfolg stemmten. Andere wurden aus Opportunismus oder aus Überzeugung zu Herolden der restaurativen Ordnungsvorstellungen, so der katholische Publizist Josef Görres oder der Kantschüler

Friedrich Gentz. Die meisten aber zogen sich in eine private Traumwelt zurück. Das lässt sich etwa an Josef von Eichendorff zeigen. Als 1815 sein Roman »Ahnung und Gegenwart« publiziert wurde, diente der Autor als Kriegsfreiwilliger. Sein Romanheld Friedrich strebte bei aller Romantik doch wie Eichendorff selber eine solide Basis in Jurisprudenz und Kameralwissenschaften als Voraussetzung für eine öffentliche Tätigkeit an. In dem 1826 erschienenen »Leben eines Taugenichts« blieb davon nur noch der Rückzug ins Private, das Glück der Beschaulichkeit im kleinen Schloßchen. Die Restauration hatte sich wie im politischen auch im geistigen und literarischen Leben auf der ganzen Linie durchgesetzt.

„Ich möchte mir
Flügel wünschen“



Schriftstellerinnen und Komponistinnen
in der Romantik

